

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

110 (13.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Himmelfahrt

Von Heinz von der Kuhe

In der Nacht, als das göttliche Wunder geschah,
Sind dreihundert Knapen in den Schacht gestiegen;
In der Nacht, als man den Rauch aufsteigen sah,
Sind dreihundert in den Stollen liegen geblieben —
Himmelfahrt.

Acht Tage lang war der Himmel von Wolken umhüllt,
Acht Tage lang haben die Bohrhämmer gepeleht und gepöfittert,
Acht Tage lang hat das Feuer unten geistelt und gefunktelt,
Acht Tage lang haben dreihundert Frauen und Mütter gestirbt.

Verbrannt und verkohlt hat man endlich ans Licht gebracht,
Dreihundert Knapen lagen stumm auf verhängenen Bahnen,
Am Morgen strahlte die Sonne über dem tauchenden Schacht,
Am Morgen sind wieder dreihundert in die Grube gefahren —
Himmelfahrt.

Himmelfahrt bei ...

Blumen und Bier

Und woher kommt die „Herrenpartie“?

So groß auch der kirchliche Anlaß für die Würde und Feierlichkeit des Himmelfahrtstages sein mag — um ihn sehr ernst und förmlich zu begehen, dazu ist es Kingal pralin, das Wetter zu schön und der Frühling zu verführerisch. Und wenn heutzutage ganze Kolonnen, ulka kostümiert, zu Fuß oder auf Kremier und Lafaito, streng geteilt in Herrn- oder Damenpartien, singend und unter Dinge durch die Wälder ziehen, so ist das kein Zeichen freier oder gar verdorbener Sitten, sondern uralter, echt volkstümlicher Brauch. Wie viele christliche Feste geht auch Himmelfahrt auf heidnische Ursprünge zurück. Aus ein Frühlingsfest, das der germanischen Frühlingsgöttin Freya geweiht war. Deshalb ist es an verschiedenen Orten auch heute noch Blumenfest. In einigen Dörfern Englands besetzt man die Brunnen mit roten Maiglöckchen, Kränzen und Guirlanden, in Hessen fliehet man an diesem Tage auf die Berge, um heilkräftige Kräuter zu suchen, in Westfalen und Schwaben hängt man Kränze aus Himmelfahrtblümlern in Stube und Stall. Sie sollen das Haus vor dem Blig schützen — der Bruder der Frühlingsgöttin war nämlich Donner, der Gott des Gewitters. In Frankfurt a. M. sog früher alles in den Stadtwald, um die Karonswurz zu suchen, an der man zu erkennen meinte, ob es ein fruchtbares Jahr werden wird oder nicht. Aus der gleichen Zeit berichten die Thüringer Sagen, daß am Himmelfahrtstage eine Glühblume blühe. Untere ach so beliebte Herrenpartie geht tatsächlich auf die Wanderungen zurück, die man zur Ernte der Felder an diesem Tage unternahm — die germanische Göttin Freya wurde von der Jungfrau Maria abgelöst, und unter protestantischem Einfluß wurden aus den Prozessionen Wanderungen ohne kirchlichen Charakter.

Neben den Blumen — und das vergessen die Herrenpartien niemals! — spielt das Bier eine besondere Rolle. In dem ländlichen Dörflchen Fienstedt sind noch Spuren von einem Fest vorhanden, das man zu Ehren einer Königin Elisabeth feierte. Vor mehr als sechshundert Jahren soll nämlich eine Königin namens Elisabeth nach Fienstedt gekommen sein. Von den Einwohnern wurden ihr sieben Rinkelmeier Bier angeboten, worüber die Königin so erfreut war, daß sie Fienstedt und allen Nachbardörfern auf ewige Zeiten alle Steuern erlassen habe mit der Bedingung, jede Gemeinde solle am Himmelfahrtstage sieben Rinkelmeier Bier am Gemeindefeuer trinken. Dieser Aufforderung sind die Sachsen so gern nachgekommen, daß man sich in Fienstedt noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Gemeindefeuer versammelte, um sich mit sieben Rinkelmeier Bier für die geschehenen Steuern zu bedanken — eine Pflicht, die man im gleichen Fall auch heute gern auf sich nehmen würde. In Göttingen gibt es gar einen sog. Bierbügel, und jeder Fremde, der am Himmelfahrtstage vorüberkommt, muß mittrinken. In anderen Gegenden wiederum kauft man Kugelhoppen, in England und Holland Himmelfahrtstugeln, und ist noch heute — eine allerdings primitive Auslegung der „Himmelfahrt“ — nur Geflügel. Aber schließlich ist das nicht primitiver, als das Theater, das man früher in katholischen Kirchen aufführte. In der Mitte der Kirche war durch eine Erhöhung der Delberg angeordnet, auf dem ein lebensgroßes Christusbild stand. Das Bild war möglichst unaufrichtig mit Striden an der Kirchenbänke befestigt. Nach einer feierlichen Prozession und Abtönen von Psalmen wurde es unter Wehrauchdämpfen in den Kirchenhimmel hinaufgezogen. Nun verließen „zween Männer in weißen Kleibern“ wie im Psalm — der Gemeinde die Verheißung der ewigen Wiederkehr. Oben auf dem

Kirchenboden entstand indessen ein furchtbarer Krach: das sollte den Kampf Christi mit dem Teufel darstellen, und der Teufel fiel dann endlich in Gestalt einer mit Blei beschwerten Wurde als Besiegter hinab. Gegenüber diesem Nummernschau erscheint die Zeremonie der früheren Dogen von Venedig beinahe primitiv; die Dogen vernährten sich alljährlich an diesem Tage mit dem Adriatischen Meer, indem sie unter Feierlichkeiten einen Ring hineinwarfen. Sicher war damit die symbolische Vereinerung des Menschen mit der Natur und dem Kosmos gemeint. S. E.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Neu einstudiert: Undine

Während man in Mannheim den „Oedipus“ herausgebracht hat und am Sonntag Hindemiths neueste Oper erstauflührt, hat man nach langer teilsicher Ueberlegung die Salome von Strauss auf die Seite geschoben und dafür die Undine neu einstudiert. Es hat Vorzüge, dem es im Leben schonlich ergäme, scharf gekräftigt, daß „keine Kog“, wie er selbst kündigt, nach keiner romantischen Zauberober Undine klinge. Die Zeitgenossen lehnten sie nicht gerade ab, aber sie waren nicht so begeistert von ihr, wie von den komischen Opern, dem „Widwid“, dem „Jar und Zimmermann“. Es war ein Fehler, daß sich der Aufonist Vorking mit diesem Märchenstoff beschäftigte, der schon in anderer Gestalt seiner Wirkungslosigkeit wegen vom Theaterpublikum abgelehnt wurde. Vorking hat als ausgereicherter Fachmann vorfichtbarer das Duetto verbessert, er hat die zwei lustigen Personen, den Knappen und den Kellermeister, hineinkomponiert. Es sind echte lustige Vorkinggestalten, die Leben in die Handlung bringen. Man bedauert, daß ihre Szenen zu kurz geraten sind. Der ganze librische romantische Zauber hat die damalige Theaterwelt nicht begeistert können. Nun glaubt die hiesige autändige Stelle, daß das Publikum wieder reif für die romantische Zauberober geworden ist. Gewiß: die wenigen besteten Parkettbesitzer verlangen die Nummern, die unsern Großvätern und Großmüttern gefielen, auch da capo. Das will aber nichts belagen. Die Undine ist veraltet, sie liegt außerhalb der Geschmackssphäre des weitaus größten Teils des Theaterpublikums, der für dieses Genre kein Interesse mehr aufbringen kann. Musikfreunde werden die Beziehungen der Undine zum „Weser, zu Radner mit Interesse feststellen. Sie bewundern die Verwendung des Reimotivs und es muß ihnen auffallen, daß sowohl Weber, zu Radner mit, wie Vorking in seiner Undine und Wagner seine Wasserwesen im gleichen Reimotiv bewegen läßt. Von der Undine ist mit Ausnahme der „Weser-„D wie fählich ist das Reifen“ nichts vorfichtlich geworden. Der Wiederbelebungsversuch, dem unter Theater an der Undine hat vornehmen wollen, wird erfolglos sein.

Lorlen Hecht hat die romantische Zauberober ihres romantischen Zaubers nicht entleidet. Er hat sie in einem Gerante von Szenen als Bühnenabnahme aufgemacht. Den Schloßhof hat er in hübslichem Zwiebelstil gehalten und dem Schloßhof eine poetische Deutung gegeben. Der gesamte Bühnencharakter ist abgeklungen. Er wird hat den Wassergeist zu einem Zaubertrank ausgetauscht. Um die Aufklärung zu ermöglichen, mußte für den erkrankten Hans Rittschl Eduard Kretzer vom Stadttheater in Augsburg einprägen. Der Gott hat fähiges Material, er versteht arlos zu singen und sein Spiel ist dramatisch ausentwert. Esse Wort war eine liebreizende Undine, die mit viel Charme sang und spielte. Eine Reichdärlich hat ihre Verhalte etwas stark hochdramatisch unterföhren. Das war künstlerisch gut, denn diese Gestalt erträgt eine kräftige Note. Wilhelm Rentwig hat sich mit dem Ritter Hugo nach jeder Seite hin vortrefflich auseinbergesetzt. Andere Tendore reifen sich nicht um die wenig dankbare Rolle. Wilhelm Rentwig hat ihr ein gutes Relief gegeben. Robert Kiejer als Bei; und Franz Schuiler als Hans waren vorzüglich auf einander eingestellt. Ihr Spiel hatte etwas Natürliches, etwas Selbstverständliches. Das alte Nickerhepapa Schpachhaberform war gemüßvoll, behäbig in der Darstellung und sang vor allem schön in den Ehemelbläsen. Ein passvolles Gebaren zeigte Adolf Schoepflin in der kleinen Rolle als Peter. Die Chöre klangen leicht, frisch, sie sangen schön, man möchte fast sagen, von selbst. Viktor Prulsha hat sich um eine glatte Abwicklung des Werkes bemüht. Die Bilder waren lebendig, der Chor griff geschickt in die Handlung ein, auch die von Strahl frähenau einstudierten Tänze klangen sich schön in die Szenen ein. Hat Rudolf Schwurz mit innerer Teilnahme dieses Werk erlebend? Er hat ihm fähig gegeben was er konnte. Ein Schalk, der mehr gibt, als er hat. St.

Badisches Landestheater. Infolge Erkrankung im Personal geht statt „Lammäule“ am Donnerstag, 14. Mai, „Der Rosenkavalier“ im Bad. Landestheater für Mietab. D 26 in Scene. Anfang 18.30 Uhr. — Am Stadt. Konzerthaus wird um 19.30 Uhr beginnend statt „Meine Schwester und ich“ „Meine Frau, das Fräulein“ gegeben.

Konzerte

Konzert der Weintraubs Synchronopators im Colosseum

Karlsruhe wird mit Geköpfen auswärtiger Künstler nicht gerade überföhrt. Um so überraidender für die Freunde des Bass das Erscheinen der „Weintraubs Synchronopators“ am letzten Samstag und Sonntag abend im Colosseum. Sieben junge Leute, ehemalige Studenten, die sich ihren Lebensunterhalt als Musikanten in den Tanzlokalen verdienen mühten und schließlich das Glück hatten, von Theodor Tager (Ferdinand Brudner) für die Aufführungen der Dreigroschenoper verpflichtet zu werden, spielen da oben auf der Bühne einem gepannt lautstehenden Publikum Jazzmelodien vor. Sowohl sie spielen im wahren Sinne des Wortes, wie Kinder, so unbefähigt, so leicht, als hätten sie noch niemals die so wohlverdienten Vorbeeren erkrämpfen müssen. Mit einer unerwarteten Virtuosität beherrschen sie das Schlagzeug, das Saxophon, die Banjo-Gitarre, das Akkordbein und alle aus dem Instrumente. Sie kühnsten tänzende Rhythmen in das Publikum, besaubern, elektrifizieren, daß man am liebsten aufspringen und tanzen möchte.

Gleich die Introduction, der berühmte „March der Grenadiere“, die Ganspartie Maurice Chevaliers in der „Parade d'Amour“, entflammt die Zuhörer zu spontanem Beifall, der sich von Stück zu Stück steigert. Mit eisiger Meißelwerk werden da alle Nuancen der Jazzmusik vorgeföhrt, die rasenden Tempi eines Fox, die gedämpfteren eines Slow-Fox, die Getragenheit eines Enallib-Walts, die fiebernden und oft schwerwichtigen Melodien eines Tango. Unerreicht aber sind diese sieben Spielzeuge in der Parade. Ein wenig parodieren sie Gott sei Dank ja immer, auch da wo sie schmecken sehr ernst sind. Aber manchmal parodieren sie eben ausdieselbst — und dazu haben sie das Recht, weil sie sich selbst nämlich dabei am allermeisten vernehmen. Wie wohlthuend wirken auf das Zwerchfell die Polkaentwürfe, mit denen sie das Lied: „Dein ist mein ganzes Herz“ beginnen. Eine Verfüge theatralischer Sentimentalität, die vielleicht — seien wir einmal ein wenig boshaft — an die Adresse Richard Taubers gerichtet ist. Selbstverständlich rüfen sie auch an den Vorkämpfer einiger Tonrichter, nämlich im „Sonny boy im Stile alter Meister“. Da leuchten und schmechten Anklänge an Bohème und Tosca, da klingen eine hopinartige Polka caricieuse, da glauht man plötzlich Beethovenische Klänge zu vernehmen, und da dröhnt schließlich mit teutonischer Macht ein March, der ein Produkt Richard Wagners sein könnte und doch nichts anderes ist als eine Variation des Themas „Sonny boy“. Aber zuletzt parodieren sie sich selbst in der Weintraubdiade lo auszeichnet, daß die Laßmüsten nicht mehr zur Ruhe kommen. Und am Schluß ist der ganze Saal ein einziger Beifallssturm, dem jeder erst bei den Klängen einer Dreingabe beruhigt, um dann wieder mit steigender Heftigkeit einzuleben.

Angern nur trennt man sich von diesen lustigen sieben Bogs. Hofentlich war ihr erstes Geköpf in Karlsruhe nicht auch ihr letztes. w. f.

Karlsruher Vorkämpfer, Volksliederabend. Mit dem Vorkämpfer einer Reihe fähig gewählter Volkslieder erreute der Vorkämpferchor seine zahlreich erschienenen Mitglieder, die den großen Festhallaen füllten. Gleichviel, ob es Singschöre oder Bearbeitungen von Kretzer, Volkemusik oder Volkslieder waren, der Chor hat sie mit Innigkeit, mit Gemüt und mit Schlichtheit gesungen. Chormeister P. n e b a g legt Wert auf einen wahren, herzlichen Ausdruck. Der neue Chormeister hat ein schönes Erbe angetreten, denn sein Vorgänger Hoffmann hat dem Vorkämpferchor einen großen Vorzug gegeben. Linnebach hat nach diesem Volksliederabend bewiesen, daß er gewillt ist, dieses Niveau zu halten. Er arbeitet auf seine geistige Klarheit und Sensibilität des Ausdrucks hin, ist dabei wäherlich in den Mitteln und hält sich selbst, was sehr angenehm berührt, frei von aller Pose. Um übrigen wurde noch feinste Kammermusik geboten. Von Beethoven bekam man das letzte geliebte Variationen-Trio op. 121a für Klavier, Violine und Cello zu hören, das ein edler, tiefgründiger Schöner, wolreicher Beethoven ist. Durch die Ausgeglichenheit und die feinen dynamischen Abwägungen beim Vortrag haben die drei Interpreten W i e n e r s e h e r, B a n t f i s h und P i n n e b a g überaus annehmliche Eindrücke vermittelt. Eine richtige harmonische Nebeneinanderordnung der drei Instrumente trat hier, wie bei der Wiederabgabe zweier Sätze des Dumo-Trios von Dvorak auf. Eine etwas breit angelegte und nicht immer fessende G-Dur-Sonate von Grieg gab dem Pianisten Linnebach und dem Geiger Wittenbacher Gelegenheit, ihre fähende Technik, ihr fähiges musikalisches Gefühl und ihre fröhliche fähende Initiative zu zeigen. St.

Der Herr des Hafens

Roman von Norbert Jacques.

Copvriacht by Carl Dunter Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5. 26. (Nachdruck verboten)

„Was nu?“ bis Verlorentfoost ihm hin, ohne aufzubören starr gradaus zu schauen. „Dat hört nu uff mit die Sorgenlosigkeit. Aber dat mach ich allein!“

Dann bis er die Lippen unter dem französischen Bart aufeinander und dunkel umföhrt ging er aus auf die Suche nach dem Jungen und ausgleich hatte er wie unter einem bedäunenden Schlag in seinen Vorstellungen das Wissen und Warten, daß er unterwegs auf den anderen Hofen müßte, auf den bösen Geheimnisvollen, der ihm Schicksal geworden war.

Emme Bemme hatte sich in seiner schuen Ehrfurcht vor seinem Benehmen von ihm selbst gelöst. Verlorentfoost sah lange nicht, daß er allein ging. Er wollte nach dem weißen Schiff suchen.

Wo war der Junge zu finden? Weshalb suchte er ihn? Das waren zwei Fragen, die unablässig wandelnde Bilder durch seine Vorstellungen schwebten. Er unterlag ihnen, er wußte Antwort weder auf das eine noch auf das andere. Er wußte nur, daß diese beiden Fragen die Dinge einkreisten, denen zu folgen plötzlicher Zwang ihm herrliches Gebet war. Einerlei aus welchen Abgründen dieses Blutes der Zwang kam.

In den langen Jahren, in denen er zwischen den Bogabunden des Hafens lebte, hatte er reichliche Erfahrungen sammeln können, was solch ein aus dem Elternhaus geflohenen Junge im Hafen zu verrichten trachtet. Erst tollt er aus, dann verschwindet er, seines Geldes beraubt, in einem Kohlenbunker oder wieder im Wasserhaus. Dies war der natürliche und mildeste Weg. Aber sein Junge war in den Klauen der bedrohenden Nacht jenes finsternen Bösen. Da war ein Unbekanntes in der Rechnung, da war ein böser Geist bewußt, dem er sich bei dem ersten Zusammentreffen nicht gewöhnen gesiegt hatte.

Verlorentfoost hatte die alten Entschickheiten jener Nacht im Hafen der Insel mit den Jahren in sich eingeschüttet. Das hatte er fertiggelacht aus Bequemlichkeit, weil es keinen Zweck hatte, diese Dinge in sich lebendig zu halten, die ja doch nichts waren wie eine stinkende Leiche. Nun erstanden sie aus der Grube. Nun wuchsen sie vor ihm wieder auf, umklammerten ihn als ein Schiff von

Käsefen und als eine quafvoll erwärmen wollende Unheimlichkeit, die sinnlos erschien und ihm deshalb um so unangenehm aufsehend.

Den Kopf unter der Schwere der Bilder geneigt, die ihm immer in neuen Wendungen sich aufzarten, ging er durch das alte Viertel der engen Gassen, das die Stadt mit dem Hafen verband. Freudenhäuser, kleine Handwerker, riehende Kneipen, Wohnlöcher, die wie verschüttet aussahen, aus deren finstern Mauer blutleere Kinder hervorkauften, preßten sich zusammen, als ob eines am anderen Hofe vor einem Abend suchen müßte, das ein Geheimnis der Erklarung zwischen den Menschen aufrecht erhielt.

„Jekt wähte ihn ein Bedenken; war er der Aufgabe gewachsen? Er gab sich keine Antwort. Denn etwas Größeres als dies bestimmte Ziel hat als Seele, als die Utzelle dessen, was er zu unternehmen gesungen war, mitten drin, verbarg sich, das ist wahr, aber er wußte doch Bescheid darum. Und dieses Größere, das die wirkliche Wahrheit darstellte, war das alle Vorstellungen überschwebende Bösen, das das Gelingen des Werks auch ihm das zurückgab, was sein Leben verloren hatte.

„Gestopp!“ schimpfte er mit sich selber. Wo getrie er hin mit dem Inhalt seines Hirns? Spinnbiri! Sollte das auf einmal Flügel haben? Davonflattern können ... über die Stadt ... zu einem ehemaligen, zu einem eigenen Häuschen mit Ritterpoorn am Geländer und mit einem ... fort! fort!

Im sich zurückzuziehen, trat er einige Schritte mit festem Aufschlagen auf die Kassenköpfe des Pflasters. Sa, er spürte den Boden unter sich.

Er spürte aber zugleich auch eine Sand an seinem Arm, schaute hinab auf sie und sah, daß es eine sehr magere, von Schmutz und Krätze überföhrtete Frauenhand war. Jetzt hatte sie das Tuch losgelassen und streifte sie, die Innenfläche nach oben, bettelnd hin.

Da mußte Verlorentfoost lachen. „Aee, somat!“ sagte er. „So mußte belohnt werden. Das ist ein guter Glaube, an den ... nee, brauchen, seh ich dir lo aus, als ob ich mehr als ein Loch in der Tasche hätte? Mit dat selbe Recht und dat selbe Erfolgs kann ich auch lo zu dir machen ...“ Und nun streckte auch er seine Pranke offen hin und wollte in ein bollernes Gesicht ausbrechen, hielt jedoch mit einmal ein, als er dem Weiß ins Gesicht schaute, ihre ganze Erscheinung in Augenschein nahm und dann wieder ihr Gesicht anblühte.

Ein zusammengebündeltes Häufchen Feten sah da auf einem Prellstein und war sichtlich betrunken. Ihre Augen waren tot umherblüht und sahen wie die Augen toter Fische aus, glaslos, wie von Staub befozt, in den Winkeln des versogenen Mundes sahen

schwarze Schmutzflecken. Das Gesicht trug die Spuren des Gassenlotts. Die Hand wies barnäsig nicht. Schmutzig, dürr und fleischlos, aber mit einer geringen Voligkeit hielt sie sie hin.

Verlorentfoost ließ das Lachen unterbleiben. Forschend schaute er das Gesicht an, Zug um Zug. Dann schloß er einmal Atem, setzte schon ein Bein vor, um weiterzugehen, sögerte, trakte sich unter den Hutrand und blieb.

„Schöner biste nicht geworden!“ sagte er schließlich. Seine Stimme hatte einen harten Trotz, ja es war etwas Drobenendes in ihr.

„N Troischen oder so wat!“ bettelte die Frau.

Da übermannte es Verlorentfoost. Er hob die Fäuste an ihre Schultern, rih das Weiß von dem Prellstein und keuchte ihm ins Gesicht: „Wo hast du das Angele?“

Nun war es, als ob die vertäubten Augen vor dem Marnen fliehen wollten. Eine Weile sah man nur das Weiß. Die Frau schloste vor Schreden und streckte tief die Arme. Die Fäuste blieben an ihren Schultern. „Schlag mich nicht!“ flehte dann eine armfellige, einagerostete Stimme, der man anbröte, daß sie des Stragens entzündet war und taegelang in der Kelle bleiben müßte.

Verlorentfoost ließ sie zurückfallen. Dann hobte er sie am Arm. „Kommt!“ befahl er.

Er sog sie mit sich in die nächste kleine Kneipe.

Ein verschämtes und nur halb bekleidetes Mädchen kam und ohne in die finstere Ecke zu schauen, in die Verlorentfoost seine Frau hineingebüdt und sich selber dazu gesetzt hatte, sagte sie unruhndlich: „Wir haben nur Schnaps. Bier is heute nich angefohten.“

„Aee.“

„Glück für dich! Bleib ich dir nur die Miete für die zwei Stühle schuldig.“

„Df, der Captain!“ machte das Mädchen. „Na, denn!“

„N andermat!“ tröstete Verlorentfoost.

„S aut!“ Das Mädchen ams.

Verlorentfoost wandte sich zu der Frau, die er seit ihrem Besuch im Gefängnis nicht wiedergelesen hatte. Sie hatte sich aufgeschoben Staub und Tisch wie einen Lappen, der am Dols anlebst.

„Kannste sprechen?“ fragte Verlorentfoost, „oder hast du viel zu dir genommen?“

Sie antwortete nur mit undeutlichen Lauten, die sich in der eigenen Stimme zu erfinden schienen.

(Fortsetzung folgt.)